

Mehr ist nicht genug...

Mehr ist nicht genug... wir müssen das alles ranschaffen, müssen es schichten, stapeln, horten, anhäufen, aufhäufen, überhäufen, am besten tütenweise, pappkartonweise und wenn das nicht genügt kofferraumweise. Wir brauchen um uns herum das Mehr an Plastik, an Nippes, Spielzeug, hart oder flauschig, Plastikblumen, Freizeitartikeln, Postkarten, Postwurfsendungen, die nur tun, als ob sie welche wären, Bilder und natürlich Videos, Kleider, Outfits, Ramsch, der noch kein Müll ist, weil wir ihn schätzen, oder wenn das schon nicht, weil wir ihn sammeln, um das Loch unserer Leere zu stopfen.

Und dafür ist viel Farbe nötig. Farbe bis es kracht. Farbe, die aus allen Ritzen leuchtet: das Türkis meines Handfegers, das Blau meiner Salatschüssel, das gellende Rot meiner Trichtersammlung, das neon gelb-grün meiner Schalen und Schälchen, all die nützlichen Küchenhelfer, die mein Leben fröhlicher machen. Wenn schon Haushalt, dann aber richtig mit Kraft durch Freude, durch fröhliche Farben, durch Hochglanzfarben, durch ein Material, dass ewige Jugend verspricht und sicher nicht hält. Und ich lege mich mitten hinein, bade mich in den glatten, alterslosen, faltenlosen, straffen Oberflächen. Oberflächen, an denen alles abprallt, geschlechtslos, geschlechtsreif, alles das gleiche Versprechen. Ich habe Beine wie die Barbie. Einen Augenaufschlag aus Neopren. Ein ewiges jugendliches Lächeln ganz ohne Speck. Erwartungsvoll strecke ich meine seltsam verdrehten, starren Hände aus und ...

Aber das bin ja gar nicht ich. Das bin nicht ich, was da in der Brandung der sortierten Plastikwellen auf dem Rücken liegt und hilflos im Strandgut gegen die Gleise der Spielzeugeisenbahn schwappt. Das bin nicht ich, was da mit platinblondem Haar und rotem Kleidchen ans Schaufenster gedrängt auf der Schwelle zwischen Innen und Außen steht und den Inhalt des Ladens nicht bewirbt, sondern dem Passanten die kalte, rechte Schulter zeigt. Nicht ich habe vor lauter bunten Bändern, die wie Fähnchen zwischen den Pfeilermasten gespannt sind, den Eisberg nicht gesehen. Nicht ich lasse meinen kalten, leeren, dafür aber coolen Blick über die Wellen schweifen, während sich mein Dampfer schon im Sinken befindet und die anderen Passagiere – mir zum Verwechseln ähnlich - mit und ohne Schwimmhilfe bereits vom Inhalt der Regale und Schränke fortgerissen werden.

Aber wenn ich all das nicht bin, was bin ich dann? Kann ich mir aus allem, was um mich schwappt, ein Ich zusammenbauen? Wie könnte es montiert werden? Wo kann man den Bausatz dafür herunterladen? Vor mir die endlosen Möglichkeiten, eine Vielzahl von Kleinigkeiten, von Miniversprechen, die schon veraltet sind, bevor sie in unseren Schränken, Regalen und auf unseren Fensterbänken stehen. Im fröhlichen Allerlei der Plastikoptik, der bunten Werbeträger sind Inhalte austauschbar. Ihre Stellvertreter aus den Regalen der Kaufhäuser sind jederzeit verfügbar, billig hergestellt, schnell gekauft und genauso schnell wieder verworfen, weggeworfen und durch neue schönere, glattere, buntere Objekte ersetzt. Um der Sintflut der Gegenstände gerecht zu werden, müssen wir schnell wählen und noch schneller anschaffen, armeweise aus den Wühltischen schöpfen. Keiner kann warten bis sich Dinge von selbst ablagern. Uns bleibt nur Zeit zum Raffen. Wir sammeln vorläufig, wir ordnen das später, wir trennen später Masse von Klasse. Wir wirbeln durch eine Flut von Gegenständen, uns zum Verwechseln ähnlich. Schaffen wir Identität, wenn wir sie an uns ziehen, uns an sie klammern? Können wir mit ihnen unser Leben abbilden? - oder sind wir selber nur Teil eines unbestimmten, willenlosen Strandguts? Ist Selbstbestimmung die neue Utopie, nachdem die Utopie einer kaufbaren, dafür aber fremdbestimmten Welt Realität geworden ist?

Aber dieser bunte Schiffsbruch mit anschließendem fröhlichen Weltuntergang ist von der Künstlerin sorgfältig geplant und in tagelanger Arbeit Stück für Stück zusammengesetzt worden. Jeder der

zahllos erscheinenden Gegenstände wurde nach den Regeln der Komposition eines dreidimensionalen All-overs abgewogen und an seinem Platz verortet. Kein Gegenstand ist zufällig hier, jeder gehorcht dem ganz eigenen Code der Installation und wurde für diesen und im Abgleich mit diesem aus dem schier endlosen Angebot von ready-mades aus zweiter, dritte, fünfter, hunderter Hand ausgewählt. Mit ihrer Hilfe wurde zäh, fleißig und präzise ein Profil der Profillosigkeit erstellt. Folgerichtig steht in dessen Zentrum drei Schaufensterpuppen. Als Plastikgegenstände sind sie mit dem Rest des Strandguts synonym und zu diesem gleichwertig (das zeigen die beiden liegenden Figuren, die mit dem restlichen „Müll“ weggespült werden). Als unsere Doppelgänger stehen sie uns aber näher als all die nützlichen Gegenstände (als nützliche Hilfsmittel unser Gegenüber). Sie tragen unsere potentiellen Kleider, sie imitieren unsere Körper, unsere Körperhaltung, unseren Körperausdruck. Sie sind unser starres alter ego. In der Hilflosigkeit ihrer Plastikpose bitten sie um Identifikation mit ihrer Notlage. Das von ihnen erstellte, optische Muster: Mensch in Not löst Helferinstinkte aus. Dagegen kann sich der Betrachter nicht wehren, denn obwohl der Intellekt weiß, dass es sich nur um leblose Plastikabgüsse handelt, fordert das Unterbewusstsein eine sofortige Reaktion. Da dieser Konflikt in der Bauart des Mensch begründet liegt, lässt er sich nicht lösen und sorgt für Unbehagen (I am Legend 2007, Will Smith Zombies Schaufensterpuppen).

Die Schaufensterpuppe ist eine alte Bekannte in der Kunstgeschichte. Spätestens seit der Exposition Internationale du Surréalisme in Paris 1938 ist sie als zeitgenössisches Update der Galatea fest in der Kunstgeschichte verankert. Die Macht der Liebe, die den Menschen vor alle anderen Teilhabern der Schöpfung auszeichnet, ließ den Künstler Pygmalion mit Hilfe der Göttin Aphrodite die von ihm geschaffene Skulptur Galatea zum Leben erwecken. Diese Schöpfung neuen Lebens aus totem Material erhält in der „Schwarzen Romantik“ des 19. Jahrhunderts eine neue, düstere Spielart. Sie ist eine Reaktion auf den Rationalismus der Aufklärung, der die Idee der Beherrschung der Natur an ein schier grenzenloses Vertrauen in die Fähigkeit des menschlichen Verstandes band. Dass im Gegenzug aber auch der Mensch technisiert wurde, zeigt eine Abhandlung wie *L'homme machine* 1748, in der der französische Arzt Joulieu Offray de La Mettrie die Funktionsweise des Menschen mit der der Maschine gleichsetzt. Das Grauen, das „Heillose, Entsetzliche“ des toten Lebens, das E.T.A. Hoffmann seine Romancharaktere beim Anblick der damals populären Maschinenmenschen oder Automaten empfinden lässt und in seiner Erzählung: „Der Sandmann“ (1816) in der Figur der Olympia umsetzt, spricht dieses Unbehagen, diese Kritik an einer vorbehaltlosen Fortschrittsgläubigkeit aus. Die gothic novel einer Mary Shelley fügt dieser (1818) mit Frankenstein's Monster etwas Abseitiges, mitternächtlich Nekrophiles bei. Gerade diese wurde von den Surrealisten wieder aufgegriffen, allerdings gepaart mit einer neuen Vorstellung der perfekten Roboterfrau, wie sie Auguste de Villiers de L'Isle-Adam, 1886 in seinem zukunfts-optimistischen Roman *L'Ève future* von keinem geringeren als Thomas Edison bauen lässt. Mit ihr war die Vision des dienenden Roboters erschaffen, der heute im Update des Avatar seine Bekrönung durch das digitale Seelenimplantat des Erschaffer oder Users erfährt.

Der Mensch im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit erreicht in den Frauen von Stepford (Ira Levin 1972) einen neuen Höhe- bzw. Tiefpunkt. (Verfilmung 1975 2004). In Stepford wird die emanzipierte, ihrem Ehemann intellektuell überlegene Ehefrau mit Hilfe des Men's Club durch ihre Roboterkopie ersetzt. Folgerichtig wird der Begriff Stepford wife im englischsprachigen Raum zum Synonym für die perfekte, immer gut gelaunte, unterwürfige und gefügige Hausfrau. In ihrer individuellen Leblosigkeit ähnelt sie der ewig jungen, lächelnden Schaufensterpuppe. Wie sie ist sie automatisiert und zum menschlichen Roboter reduziert.

In „Mehr ist nicht genug...“ hat die Frau als Gegenstand, als Bespaßungsmaschine, als Spielzeug (ganz viel Spielzeug in der Installation) für den erwachsenen Mann ausgedient. Sie hat dort ihren

Platz gefunden, wo sie hingehört: im Strandgut bei all den anderen, nützlichen Haushaltsgegenständen. Und so sie Bestandteil der endlosen Woge des erdumspannenden Plastikmüllberges geworden, der lastwagenweise nicht nur an die Traumstränden der Erde angespült wird.

Und was besagt das über uns? „Mehr ist nicht genug...“ ist ein erster Linie eine Feststellung, ein Tableaux vivants unserer Zeit, d.h. eine Bestandsaufnahme unseres kulturellen Zustandes mit Aufforderungscharakter. Annegret Bleisteiner ordnet, sortiert und kombiniert, was im Angesicht des immer schneller wachsenden Plastikmüllberges, wie eine Sisyphusarbeit anmutet. Sie montiert ein flüssiges all-over wie eine Haut aus allem, was mit seiner schönen Oberfläche wirbt. Durch die Art der Montage entstehen aber Widersprüche, es tuen sich Abgründe auf, aus denen gerade die unangenehmen Fragen aufsteigen, die durch die perfekten Oberflächen verborgen werden sollten. Und das ist nicht erschreckend, sondern notwendig. Und es ist auch nicht der mahnende, moralinsaure Zeigefinger, der erhoben wird, sondern „Mehr ist nicht genug...“ ist eine fröhliche, dynamisch spielerische Aufforderung, das Beste in uns zu mobilisieren, um uns in der erschreckenden Banalität unseres Alltages zu suchen und vielleicht auch wieder zu finden.

Dr. C. Osswald-Hoffmann